

«Prolog»

Eines Tages erwachte sie und alles war anders; sie fühlte sich geräumiger in ihrem Körper und alles stand an einem anderen Ort. Der Bäcker ums Eck war jetzt auf der anderen Seite. Das Blumengeschäft war ein Stock weiter unten im Gebäude. Das Einkaufszentrum war auf einmal auf dem kleinen Hügel oben. Auch ihr Haus stand woanders, auf der anderen Seite der Stadt. Aber dies alles war nicht wichtig; es war ihr gänzlich egal. Denn die Menschen, die sie kannte, die sie mochte und die sie mochten, sie alle waren noch da.

Liebe Mitmenschen,
liebes Appenzell Ausserrhoden

Es ist für mich eine grosse,
nein, eine sehr grosse Freude
bei und mit
Ihnen zu sein.
Und es hat etwas unglaublich,
ja,
unermesslich
Erleichterndes
für mich,
und auch Schönes
und Hoffnungsvolles
für mich,
anlässlich dieser
heutigen
Situation,
in Anbetracht
der verlaufenen Zeit.

Ich gebe es zu,
es hat auch etwas
Absurdes,
und ja vielleicht auch etwas Ironisches,
hier zu stehen
und über Heimat zu reden.

Denn
lange, rückwärts geschaut,
habe ich ländliche Teile
der Schweiz gemieden,
bin vorbeigefahren,

wenn überhaupt.
Dachte
ich,
ich passe da nicht hin,
auch nicht hinein
und sowieso nicht dazu -
auch im Vorbeigehen,
sogar im Vorübergehen
passe ich nicht.
Passe nicht so
wie ich bin,
so wie ich bin,
bin eben so,
bin eine Schwarze Person
und auch queer.
Und ja, auch kritisch.
Wie kritisch?
Heimatkritisch,
stimmt schon. Das bin ich.
Wenn ich rückwärts denke,
kam das Kritisch-Sein
aber später.

Das war nicht schon immer so.
Ich war nicht schon immer so,
bin nicht so geboren,
nicht so kritisch geboren,
wurde eher
dazu gemacht,
so kritisch zu sein,
so heimatkritisch
eben,
irgendwie.
Auf dem Weg
musste ich mich
hinsetzen,
musste
neubesetzen
und mich
auseinandersetzen
mit Heimat -
dem Begriff,
dem Konstrukt,
dem Ort,
dem Gefühl
und ganz viel mit mir.

Und dann wurde es
eben kritisch

zwischen allem;
dem Begriff,
dem Ort,
dem Gefühl,
dem Konstrukt
und mir.
Denn ich dachte, ich passe
im Allgemeinen,
auch inhaltlich
sozusagen,
nicht in dieses
Land.

Liebes Land,
liebes Land,
liebes Heimatland.

Bin in dir geboren und auch
in dir auf-
gewachsen.
Doch bevor ich dich benennen konnte,
richtig fühlen konnte,
über dich als Heimat erzählen konnte,
über mich in dir,
und über dich in mir,
über uns zusammen,
ging der Begriff,
das Wort,
vor allem auch das Gefühl
«Heimat»,
auf dem Weg
zu dir
oder zu mir,
auf meinem Weg also,
ging das alles verloren.

Dinge gehen verloren...
aber Heimat ist kein Ding.

Vielleicht aber doch.
Doch vielleicht.
Heimat kann doch auch verloren gehen.
Heimat kann nicht verloren gehen?
Doch!
Doch.
Doch sie kann.
Je nach Weg schon.
Je nach Geschichte schon,
und Umständen

und Schicksalen.
Da würden mir viele zustimmen.
Da gibt es viele
Stimmen dazu.

Aber der Begriff Heimat kann nicht
verloren gehen...

Ich glaube schon.
Auch der Begriff, er
könnte verloren gehen.
Es gibt das Zu- Ende-Gehen
von Worten.
Worte, die nicht mehr der Aktualität,
nicht mehr der Zeit entsprechen.
Worte, die nicht mehr
den Realitäten des Lebens entsprechen,
oder sie nicht miteinschliessen,
oder vor allem ausschliessen.
Worte, die wie alte schrumpelige
Kartoffeln
im Keller der Sprache sitzen.
Worte, die man nicht mehr
verwenden kann,
weil sie begrenzen
und
eingrenzen
und damit
ausgrenzen,
anstatt
entgrenzen.
Ist Heimat ein solches Wort?
Vielleicht.
Vielleicht schliesst der Begriff mehr aus
als ein?
Vielleicht ist er zu sehr an Orte gebunden
und lässt uns nicht
genug
verbunden
denken.
Nicht genug
weitläufig.
Nicht genug
umfassend,
nicht umspannend
genug,
weil unser Denken
so
wie Heimat auch

Grenzen zieht,
und wie kann in Grenzen
das
Grosse und Ganze betrachtet werden
und uns
allen
gleich
wichtig
und gleich
bedeutend sein!

An was denke ich?
Ich denke an das Klima,
die Armut,
die Ungleichheit,
die Unterdrückung -
wie kann uns das alle
angehen
und in uns
hineingehen,
wenn wir unsere Heimat nur örtlich
definieren?
Wenn Heimat nur geschachtelt
gedacht wird?
Wenn nur der Ort, an dem wir sind
oder waren,
Heimat ist,
denn was geht uns alles andere
darüber hinaus
noch an,
wenn alles andere
über unsere
Heimat
hinaus geschieht
und wir uns erst besinnen,
wenn auch bei uns
was passiert?

Dann müssten wir uns ja überall heimisch fühlen?
Vielleicht?
Vielleicht.
Vielleicht sollte unsere Heimat
überall sein,

vielleicht ist Heimat
auch überall.

Mir jedenfalls ist der Begriff
abhandengekommen.

Oder wurde er mir genommen?
Jedenfalls,
er muss mir irgendwo aus der Manteltasche
gefallen sein.
Ich hatte noch ein Stückchen davon
übrig,
nachdem mein Körper
oder mein Geist
oder vielleicht auch meine Seele
einen grossen Teil aus mir
herausgeschafft hat,
sozusagen abgestossen,
wie ein Körper eine neue Niere
abstösst.

Also, ich hatte noch ein winziges Stückchen übrig,
ein Stückchen Heimat,
konnte mich nicht ganz davon
loslösen,
weil die Sehnsucht
danach
zu gross war.
Sehnsucht danach,
weil ich es schon fühlte,
das Gefühl für Heimat -
ich hatte ein Gefühl
für Heimat.

So hielt ich dieses Stückchen
immerzu,
vielleicht für Plan B,
immerzu
in der Hand,
beim Gehen,
in der Hand,
im Alltag,
in der Hand.
Wie ein Kristall, der mich erinnern sollte
an ...
An was eigentlich?
Hm, vielleicht dass ich verbunden bin?
Verbunden sein möchte?
Oder, dass ich darüber nachdenken muss,
oder vielmehr sollte,
was Heimat für mich bedeutet.
Oder, dass ich ein Recht habe,
meiner Heimat,
Heimat zu sagen.
Oder, dass ich Heimat neu,

völlig neu
konstruiere, ja,
für mich neu
aufbauen sollte.

Denn still
habe ich mich
genug lange
gesehnt.
Still
gehofft
nach der Anerkennung, dass ich
dazugehören
darf,
und dieses Dürfen
genau auch mich
beinhaltet.
Genauso
wie ich bin
und sein will
und auch
sein kann.

Fühlte mich zwar
im Inneren
off
mit dem Äusseren
eigentlich heimisch,
so wie ich bin
heimisch.
Aber konnte es nicht
laut
äussern
oder wurde von aussen
darauf aufmerksam gemacht,
dass ich mich eher
oder ganz sicher
täusche.

Ich sehnte mich
danach,
es laut zu sagen,
mein Gefühl
von Trauer
und von Enttäuschung.
Zu sagen,
ich bin auch ein
«Ich»
wie «Du»

in diesem Land
oder «du» bist
gleich «ich»
in diesem Land.
Und dies
eben nicht nur in der Stille,
zu sagen, sondern laut
mit einer Stimme.
Mit meiner Stimme,
mit Platz im Raum,
sichtbar,
hörbar,
herausschreien:
Heimat – du bist auch meine,
ich liebe dich!
Oder
Heimat - ich hasse dich!

Sehr ambivalent...
Ja, das Ganze ist
ambivalent,
wirklich
widersprüchlich.
Aufgeladen mit dem, was ich sein sollte,
aber nicht bin.
Aufgeladen mit wer definiert,
und wer nicht.
Ein Begriff, gefüllt
mit Macht.
Ein Begriff,
romantisiert und
auch politisiert,
aus einer Deutungshoheit
heraus
definiert,
obschon er allen
zusteht,
der Begriff
oder vielmehr das Gefühl,
uns
zusteht,
uns.
Uns?
Wer uns?
Da gibt es viele,
an die ich denke.
Da gibt es viel
Unterschiedliches,
an das ich denke.

Denke dabei an
die, die
gehen und
kommen müssen,
aber auch an die,
die kommen wollen.
Denke an die,
die von der Heimat
sitzen gelassen
wurden,
vergessen
wurden.
Denke an
Systeme, die
eben systematisch
welche be -
schützen
hingegen andere
ent -
menschlichen.

Denke an die, die in ihrer Heimat
oder vielmehr im Geburtsland
nicht mitgezählt,
nicht mitgedacht
werden.
Die sich von innen
anders
als von aussen
fühlen.
Für die, die Grenzen
Alltag bedeuten,
die gekennzeichnet
werden und genau so,
so sein müssen,
aber nicht anders sein dürfen.
Denke an die, die
fremde Wut
und versteckte Angst
mit voller
Wucht
am eigenen
Leibe spüren.
Aufgrund von was?
Aufgrund ihrer Haut -
Farbe.
Aufgrund ihrer Herkunft,
oder woran sie glauben.
Aufgrund von

wen sie lieben
oder stattdessen
nicht lieben.
Aufgrund
ihres Seins
anstatt
wer sie sein sollten.
Aufgrund ihres
Körpers
und den konstruierten
Grenzen.
Aufgrund ihres
Innenlebens,
das sich nicht dem
Aussenleben
anpassen kann.

Ich denke dabei
an all die Unsichtbaren,
die sich nur selbst
sehen können, denen
im besten Fall
noch
ihr Körper ein Zuhause ist.

Hat das was mit Heimat zu tun?
Ich denke...
denke schon.
Je mehr man sich von allen
gesehen fühlt,
sichtbar ist
und wahrgenommen
wird,
je mehr man mitgedacht
und anerkannt
wird,
und auch
für einen gesorgt wird,
desto mehr fühlt man sich
wohl.
Fühlt man sich behütet,
fühlt man sich am richtigen
Platz,
am richtigen Ort, wie
ein Pflanzenkeim
in der Erde -
bereit zu wachsen,
los- zu-knospen
los- zu-blühen

mit- zu-blühen.

Und wenn das,
eben das,
all das
nicht möglich ist?

Dann gibt es extra Räume,
Nebenräume,
Gemeinschaftsräume.
Räume,
von Gleichgesinnten,
von gleich Betroffenen.
Räume
für ein «uns»
unter «uns»,
für ein «uns»
unter «euch».
Räume, die
zusammen
gespannt werden,
zu einer Heimat in der
sogenannten
Heimat,
eine Mikro-Heimat,
eine Verkleinerungsform
von Heimat -
vielleicht «Heimatchen»?

Eine Heimat für ein paar Stunden
lang,
wenigstens
ein paar Stunden lang,
immerhin ein paar Stunden
lang Heimatgefühle -
«Heimat to go»
sozusagen.

Räume, in denen das sonst
«Nicht-reinpassen»
keine Rolle spielt,
und die Rolle und
das Verlorene vergessen
gehen kann
und man
im Grunde
vielleicht
sogar

erleichtert ist,
über das Verlieren,
weil mit dem Verlieren
auch der Druck
wegfällt
und das Wegfallen
von Druck
auch Freiheit
bedeuten kann,
und Freiheit
aufbricht -
so, dass sich das Innere
entfalten
und verfestigen kann.
Weil Freiheit
wieder zu einem
hinführt,
zurückführt,
in den eigenen Innen-
Raum,
und zu geschützten Aussen-
Räumen, die stärken
und in denen man sich dem Wort
Heimat
wieder nähert,
annähert,
und wie ein Kleidungsstück
sich neu zurecht näht,
und mit diesem Stück
wieder hinaus geht.

Räume, die einem
vielleicht das
Stückchen Heimat,
das auf dem Weg
aus der Manteltasche
fiel,
wieder finden lässt?

Jedenfalls sind es
Räume, um
gemeinsam
den Begriff
zusammen
zurückzugewinnen,
wieder für sich in Anspruch
zu nehmen:
«re-claim» Heimat
sozusagen

-Reclaim Heimat-

Räume,
um zu «heimaten»,
so wie vielleicht
wir heute
hier
«heimaten»!

«Heimaten»
hört sich
in meinen Ohren
wohlig an,
wie ein Bett, in das man sich legen kann.

«Heimaten» öffnet
Sinne.
Ich beginne
zu riechen,
rieche sofort,
eine Blumenwiese im Sommer,
die gebackenen Chapatis am Sonntagmorgen.
Rieche das Lagerfeuer während eines Klassenausflugs im Glarnerland
und die verschiedenen Esstische an Afropfingsten.
Rieche die feuchte Wiese am Morgen am Zürichsee
und schmecke,
schmecke
mein Lieblingsgericht vom indischen Restaurant
und die
gebrannte Mandeln von der Chilbi auf der Zunge.
Ich sehe,
sehe die Kastanienbäume im Tessin
und den blühenden Garten meiner Nachbarin.
Ich höre,
höre
die Lieder von Miriam Makeba
und die von Mani Matter.
Ich höre
die Stimmen beim Christopher Street Day
und die Beats im alten Palais X-tra,
und spüre,
ich spüre
die zärtlichen Umarmungen
von nahen Menschen
und fühle
geschützte Räume
in denen ich schon war -
queere,

Schwarze,
und auch andere
Räume -
«Heimat to go».

Da füllt sich mein Körper mit Wärme.
Ich gehe auf
wie ein Hefenteigbrot-
fühle mich,
fühle mich mit
meinen Sinnen,
fühle mich mit
allen Sinnen.

Innerlich,
äusserlich
zuhause
und glücklich.
Und dies alles,
auch das Öffnen der Sinne,
kommt nur dann, wenn wir uns
sicher fühlen.
Sicherheit,
sicher sein,
beheimatet sein,
beheimatet werden;
wie ein Tal, das von Bergen geschützt ist, wie ein Nest mit Eiern, das von
den Vogeleltern beschützt wird, wie eine gemütliche Abendrunde mit
Freund*innen, wie das Getröstet-Werden bei Kummer, wie eine
schnurrende Katze auf dem Fenstersims, wie in der warmen Stube sitzen,
während es draussen schneit, wie Bäume, die miteinander weit
verbunden sind, wie eine Herberge, in die man immer wieder
zurückkehren kann.

Beheimatet werden
und beheimatet sein,
im
und mit
dem eigenen Körper,
so wie man ist,
sein darf,
sein kann,
beheimatet sein,
auch ausserhalb
so gesehen werden
und Platz finden
und Platz bekommen.

In Ruhe
und in Beziehung
sein,
mit sich
und mit anderen.
In Sicherheit sein
in der Unsicherheit.

Das alles
möchten doch alle
gleich.
Alle möchten das.
Aber vielmehr
ist es das Privileg von einigen –
das Privileg beheimatet zu sein,
sich heimisch zu fühlen,
so wie man ist,
und auch sein will.
Und neben den Privilegierten
sind immer die
Hoffnungsvollen.
Sie tragen die Zuversicht,
dass Veränderung
möglich ist.

Liebe Mitmenschen,
liebes Appenzell Ausserrhoden

Es ist für mich eine grosse,
nein, eine sehr grosse Freude
bei und mit
Ihnen zu sein.
Und es hat etwas unglaublich,
ja,
unermesslich
Erleichterndes
für mich,
und auch Schönes
und Hoffnungsvolles
für mich,
anlässlich dieser
heutigen
Situation,
in Anbetracht
der verlaufenen Zeit.

«Ende»